



Gemeinde Hundheim, Ldkr. Tauberbischofsheim

Luftaufnahme

Der Wappenstein in der Kulsheimer Flur

Altes Dorfzeichen einer fränkischen Bauerngemeinde wiederentdeckt

Von Heinz Bischof, Rastatt

Im fränkischen Land zwischen Tauber, Main und Erf stehen allenthalben an Wegen und in den Fluren ehrwürdige Zeugen tiefer Volksfrömmigkeit. Dies sind die alten Bildstöcke. Dr. h. c. Max Walter hat sie einmal treffend „Stein gewordene Gebete“ genannt.

Aber nicht allein nur von Beten und frommen Gedanken einstmaliger Stifter wollen diese Denkmäler auf unseren Fluren künden. Sie sind durch die Zeichen und die oft unergründlichen Namen zu Zeugen der Geschichte unserer Heimat geworden. Dies beweist vor allem der alte Wappenstein auf der Kulsheimer Flur. Ihm ist es zu verdanken, daß das alte Dorfzeichen der fränkischen

Bauerngemeinde Hundheim über die vielen Jahrhunderte hinweg erhalten geblieben ist.

Freilich, der Volksmund nennt den Stein anders. Er erzählt sich die Sage vom Wolfsbild so, wie sie der Mundartdichter Franz Döhner in die Sprache seiner Heimat gefaßt hat:

„Däs G'schichtle vom Wolfsbill häwwe die oalte Leut in de Winteroowende un aa in d'r Spinnstuwe oft verzehlt. Es hot mich immer gegrufelt, wann i mir vorg'stellt häbb, wie do der Wolf aus em Woald rausgschliche is, däs klaane Kinnle aus em Wächele rausgunnumme un in de Woald nejgetroache hot. Hundemer Leut häwwe do in dem Acker, wu



Kirche von Hundheim Kr. Tauberbischofsheim
phot. Bischof

uff de Woald uffstößt, g'schafft un ihr Kiind beim Fruchtschneide im Summer in de Schoatte von dene Baam g'stellt. Des Kiind hot schö g'schloffte. Wie die Hundemer Leut druff zum Vespere on de Woald zurückgange senn mit ihre Sichel, do häwe se g'sähe, daß ihr Kinnle verschwunne is. Alles Süche un Rufe hot nix g'nützt. Alli Dreiber un Jächer, wu das Gebiet oabg'sücht häwwe, wal m'r Wolfspure g'funne hot, häwwe des Kiind nimme rette könne. Erst viel später hot m'r en Wolf in dere Umgebung g'schosse. Die unglückli'e Eltern häwwe druff den Denkstan do uffstelle losse . . . "

Sagen dieser Art gibt es mehrere im Land. Daß sich eine solche Geschichte aber um Hundheims alten Wappenstein ranken konnte, dafür gibt es in der Geschichte dieser Bauergemeinde eine gute Erklärung.

Verlassen wir den schattigen Waldweg und treten wir hinaus auf die Lichtung. Wir haben die Hundheimer Gemarkungsgrenze überschritten. Die Wiese gehört heute zu dem Feld der tauberfränkischen Kleinstadt Kulsheim. Sicher ist durch Güterverkauf oder Erbteilung einmal dieser Flurlagewechsel eingetreten.

Auf dem Stein entziffern wir noch gut lesbar die Inschrift. Sie lautet:

1607 hat Linhart Bischof von Hunten Dis Bilt Got zu Ehren aufgericht.

Darunter ist neben einem Steinmetzzeichen eine Buchstabenfolge HPSSL sowie die Jahreszahl 1716 zu lesen. Das Merkwürdige bei dieser Inschrift ist das Wappenzeichen mit einem springenden Hund und den Buchstaben L. B. im Schild. Nirgendwo auf einem anderen der rund 25 Bildstöcke auf Hundheimer Gemarkung ist solch ein Wappenzeichen zu finden.

Wenn wir einen Vergleich mit dem Wapen der Herren von Hundheim ziehen, jenem Edlengeschlecht, das in Ilvesheim am Neckar begütert und ansässig war, so finden wir die Beschreibung wie folgt:

„Im quergeteilten Schild ist oben ein springendes Windspiel mit goldenem Halsband im blauen Feld festgehalten, während das untere golden gehaltene Feld leer geblieben ist.“



Die Dorfkirche St. Margarete zu Hundheim 1788
phot. Bischof

War dies auch das alte Dorfzeichen von Hundheim? Es ist bisher noch nicht möglich gewesen, eine Beziehung von dem Geschlecht der Herren von Hundheim zu der Bauerngemeinde Hundheim abzuleiten. Der Wapenstein aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg aber könnte die Theorie untermauern, daß irgendwann einmal eine Verbindung bestanden haben könnte zwischen diesem erst am 6. April 1600 durch den Kurfürst von der Pfalz geadelten Geschlecht und dem Bauerndorf mit seinen von mehreren landsässigen Ritterherren zu Lehen empfangenen Gütern.

Um 1600 kannte also Hundheim noch ein Schulzenzeichen. Und der genannte Linhart Bischof, der im Wappen sich mit den Buchstaben L. B. verewigen ließ, war sicher der Schultheiß der Gemeinde. Er könnte, die Urkunden haben uns dies nicht übermittelt, sehr wohl der Wirt „Zum Grünen Lorbeerbaum“ gewesen sein. Schon 1399 wird ein Hans, Wirt aus Hundheim, genannt, der hier im Gebiet der Birke, wo heute das Wolfsbild steht, den Waldweidehof Hilprandselten und einen Wald, genannt das Boderholz, übernommen hat. In der Folge der Besitzverhältnisse könnte dann auch Linhart Bischof, der Schultheiß und Wirt gewesen sein dürfte, hier auf diesem Stück Waldwiese begütert gewesen sein.

Als Schultheiß war Linhart Bischof aber auch der Siegelbewahrer seiner Gemeinde.

Wie aber kam ein Schultheiß dazu, einen Bildstock, den er aus persönlichem Interesse „Got zu Ehren“ aufrichten ließ, mit dem Wappen seiner Gemeinde zu schmücken? Nun, auch hierfür gibt es eine Erklärung. Wald und Wiese liegen an der Grenze der beiden genannten Gemarkungen. Oft wurden auf den die Grenze unterscheidenden Steinen die Wappen der Gemeinden, zumindestens die Anfangsbuchstaben ihrer Namen angebracht. Noch heute kann man im Wald beim Gickelhof die alten Grenz-



Das „Wolfsbild“, der alte Wapenstein von Hundheim in der Kùlsheimer Flur

steine sehen, die mit dem Mainzer Wappenrad geschmückt sind und das zu der Grafenschaft Wertheim gehörende Land von dem Kurmainzer Territorium einst getrennt haben. Aus solch einem alten Dorfwappengrenzstein entstand dann dieser Bildstock. Güterverkauf und Erbteilung fanden statt, Töchter des Grünen Lorbeerbaumwirtes heirateten nach Kùlsheim. Und als die große Katastervermessung zu Anfang des letzten Jahrhunderts durchgeführt wurde, lag dieser alte Grenzsteinbildstock jenseits der Hundheimer Flur.

Hundert Jahre zuvor, 1716, mußte der Bildstock renoviert werden. Der Steinmetz HPSL richtete die Vierkantsäule wieder auf, setzte wahrscheinlich als krönenden Abschluß das Bild des Gekreuzigten darauf.

Wie aber kam es, daß Hundheim sein Wappen nicht mehr besitzt? Als Hundheims



Das neue Gemeindegewappen von Hundheim

Bauern 1805 zur Huldigung auf den neuen Landesherren, den Großherzog von Baden, berufen wurden, sie mit ihrer Unterschrift die Urkunde unterzeichneten, da wurde bereits das Mainzer Rad als Dorfsiegel darunter gesetzt. Es sollte Hundheim im Gegensatz zu dem gräflich wertheimischen Nachbardorf Steinbach, aber auch in Unterscheidung zu den anderen Gemeinden Dörlesberg und Sonderriet, die ebenfalls zu dem Kurfürstentum und späteren Großherzogtum Baden gehören, als ehemaliges Dorf des Erzbischofs von Mainz zeichnen. Von einem alten Wappen wußte niemand mehr etwas. Denn seit dem Dreißigjährigen Krieg hatte Hundheim seine Siegelgerechtigkeit verloren.

Der Amtskeller Steinmetz von Kilsheim schreibt in seinem Dorfbericht über Hundheim aus dem Jahre 1668: „Das Dorf hat auch kein eigen Insigel, so werden alle Sachen zur Amtskellerei verwiesen.“

Dies geschah so, wie es eine weitere Urkunde aus dem Jahr 1594 uns bezeugt, daß „Schultheiß und Gericht des Dorffs Hundtheim“ das Pergament ausfertigten, der mainzische Kellereibeamte in Kilsheim dasselbe mit Siegel und Unterschrift beglaubigte.

Die kurmainzischen Dörfer hatten dieses Recht, eigene „Insigel“ zu führen, wahrscheinlich deshalb verloren, weil die mainzischen Kassen im Land immer leer waren. Kriegskosten und Unterhalt der Verwaltungen im Land verursachten stets hohe Ausgaben. So flossen die Siegelgebühren der Orte im Bereich der mainzischen Kellereien alle in das Staatsäckel.

Linhart Bischof aber, der als Schultheiß noch Kenntnis von dem alten Dorfzeichen hatte, ließ an seinem Bildstock im Jahre 1607 dieses alte Dorfzeichen einmeißeln, aus spielerischer Laune vielleicht, gewiß aber aus der Neigung heraus, den alten „Gerichtssiegel des Dorffs Hundtheim“, das damals im Volksmund „Hunten“, heute „Hunde“, genannt wurde, für alle Zeiten hinweg festzuhalten.

So ging die Kenntnis des dorfeigenen Wappens verloren. Erst durch gründliche Forscherarbeit am überlieferten Gut der Heimat ist es gelungen, diesen Wappenstein in der Kilsheimer Flur in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken.

Um die Jahrhundertwende kam Hundheim zu seinem Dorfzeichen mit dem Wappenschild der Erzbischöfe von Kurmainz, dem silbernen Rad auf rotem Grund. Aber da waren sich die Zeichner in ihren Ausführungen nicht ganz einig. Zeigt der Stempel der Gemeinde Hundheim das Rad mit sechs Speichen, so hat der Gestalter des Stempels des Standesamtes an ein bäuerliches Wagenrad mit acht Speichen gedacht. Eine andere Darstellung gibt die Speichen geschwungen, geflammt wieder.

Um dieser Vielfalt von Darstellungen die Einheitlichkeit eines dorfeigenen Siegels gegenüberzustellen, hat die Gemeinde aus Anlaß des Jubeljahres 1964 beim Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe die Bitte vorgebracht, ein neues Dorfwappen zu entwerfen. Als Entwurf wurde die vom Ver-



Denkmal für das Gefecht bei Hundheim 1866

phot. Bischof

fasser der Heimatchronik Hundheim, Heinz Bischof, vorgelegte Darstellung gewählt. Der Wappenstein in der Kilsheimer Flur, der aller Wahrscheinlichkeit nach das alte Hundheimer Schulzenzeichen bewahrt hat, in Verbindung mit dem Siegel der ehemaligen Landesherren, der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz, wurde zum Inhalt dieses sogenannten „sprechenden Wappens“ genommen. Nunmehr zeigt das neue Hundheimer Wappen in einem quergeteilten Schild im oberen Feld ein springendes Windspiel auf blauem Grund, darunter ein rotes, acht-

speichiges Rad im silbernen Feld. Weil Hundheim eine rein bäuerliche Gemeinde ist, wurde ihr in Abänderung des sechs-speichigen Mainzer Rades ein Wagenrad als Dorfzeichen gegeben, das acht Speichen zeigt.

Blau - weiß - rot, das sind die zukünftigen Farben des Dorfes. Blau, das ist das Symbol der Treue und Beständigkeit, Weiß, das der Reinheit und Ursprünglichkeit, Rot, das des Lebens und der Sonnenglut.

In einem besonderen Festakt wurde das Wappen durch Landrat Rühl der Gemeinde feierlich verliehen.

Terrassenwein und wilde Rebe

Von Carlheinz Gräter, Bad Mergentheim

*Einen Berg ich sah
Spät im Herbst ragen,
Umriß war noch da
Wie zu Frühlings Tagen.*

Lenau, Der einsame Trinker

Es war im März, als ich auf der Fahrt nach Würzburg vom Zug aus erstmals das Bild des Herrenbergs über Gerlachsheim einsog. Die unteren Spaliermauern waren vom Spritzen mit Vitriol verwaschen grün getüncht. Die Winzer in den Weinbergen hatten den Vers des Hohen Liedes beherzt und das strauchige Rebengeflecht des Vorjahres beschnitten. Säuberlich geschichtet lagen die rotbraunen Bündel auf den Terrassen; je üppiger Blatt und Ranke, desto minder der Wein.

Lichttrunken, weinerhell stand ich ein halbes Jahr später auf der Grünbachbrücke, die mir immer als eine aparte Schwester der Würzburger Alten Mainbrücke erschienen ist. Zu beiden Seiten bauschten sich die Gewänder der Kanzelheiligen fröhlich im Wind, tummelten sich plumeauweiß die Gänse im seichten Wasser. Und vor mir lag der Herrenberg, Spender all der Gnaden, die ich an diesem frühen Abend erfahren hatte.

Seine südwestliche Sonnenflanke war kalknackt, parzellengefleckt. Zum erstenmal im Muschelkalkbereich der Tauber sah ich hier eine Vielzahl von Terrassen. Mit buntäugigen Bienenständen, Bildstöcken und Obstbäumen begann die Steile des Hangs, bis die Rebzeilen, immer wieder von Hecken und Steppenheidegürteln durchsetzt, ihre goldenen Lettern auf den Kalkgrund malten. Herbst lag in der Luft. Ich ahnte die Nebel, in denen das späte Geleucht des Berges, der barocke Jubel der Klosterkirche, der Strahlenglanz der lebendgroßen Madonna im Herzen des Dorfes untergehen würden. Ein

mozartisches Ensemble, in dem Gold und thesesianisch warmes Sandgelb die erste Geige spielten.

Allein dem ehemaligen Kloster, dessen Zwillingstürme hinter Pappelgefliß und Ziegeläckern hervorlugten, hatte mein Besuch ursprünglich gegolten. Schmalbrüstig, steil, wächst die Fassade der Kirche auf. Sie birgt die Reliquie des heiligen Clemens, der in der Fassadennische als reicher römischer Jüngling erscheint, wie er, noch rosenbekrönt, mit dem Becher zugleich Jugend und Wollust verschmähend, sich als Zeuge Christi darbietet. Dem Bildhauer ist die heidnische Vergangenheit freilich weitaus überzeugender geraten als der fromme Akt. Auch wenn sein Clemens den kleinen Amor mit einem unmißverständlichen Fußtritt verabschiedet. Bezeichnend, daß der Künstler zwischen dem antikisierenden Liebesboten und dem Engel, der nebenan Sebastian vom Marterpfeil befreit, gar keinen Unterschied mehr macht. Irgendwie paßt hierzu die ironische Notiz Bundschuhs, des fränkischen Lexikographen, daß sich die regulären Chorherren — seit 1717 Nachfolger der im Bauernkrieg zerstreuten Prämonstratenserinnen — nicht gerne Mönche heißen ließen. Noch um 1800 herrschte hier die Leibeigenschaft.

Die Kirche könnte mit der sozialen Härte ihrer Zeit versöhnen, so jauchzend stürzt das Licht durch die Kuppel der Vierung, so lodern tanz trotz aller Goldstarre die Kanzel, so innig mischen sich die Stukkaturen mit dem Rokokogezwitzcher des Innern und den Deckenfresken des Veroneser Meisters.

Der Archivar des südwestdeutschen Weinbaus im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, Johann Philipp Bronner aus Wiesloch, erzählt von einer Urkunde auf dem Rathaus, wonach um 1300 aus der Pfalz in